



Pfr. Thomas Grossenbacher

Sonntag, 22. August 2021

Trotz Sturm und Flut

zu Markus 4,35-41

Liebe Gemeinde

Sturm und Flut, das gab es nicht nur in biblischen Zeiten. Es ist erst 6 Wochen her, seit jenem Sturm in der Nacht auf den 13. Juli. Hier in Zürich. Bäume wurden entwurzelt und brachen auseinander. Der Sturm deckte auch einige Hausdächer ab und riss Mansarden in die Tiefe. Was nicht stabil genug war, wurde vom Hagel mit Beulen gezeichnet.

Wie ein Wunder, trotz des grossen Schadens waren keine Todesfälle zu beklagen. Sturm und Bewahrung. Doch dann ging es gleich weiter. Es stiegen die Pegel der Seen und die Wellen der Bäche und Flüsse gingen hoch. Es scheint wenig gefehlt zu haben, dass es auch uns so getroffen hätte, wie unsere Nachbarn in Nordrhein-Westfalen. Über den grossen Sachschaden hinaus, haben dort zahlreiche Menschen auch das Leben verloren.

Die biblischen Ängste sind auch heute real. Es wird uns mehr und mehr bewusst, dass lokale und regionale Katastrophen oft eine nationale oder gar internationale Dimension bekommen. Wir werden von Ereignisberichten und Schreckensnachrichten überflutet.

Und auch wenn in den ersten Tagen nach diesen Stürmen und Flutgeschichten die Pandemie fast vergessen ging, wird jetzt diese zusätzliche sich überlagernde Herausforderung bewusst. Wie oft war seit der erstmaligen Erwähnung von Corona von kollektiven Einschränkungen und der ständigen Gefahr für Leib und Leben die Rede? Das Sorgenbarometer schlug wiederholt bedrohlich aus. Und nun kam dies noch hinzu. Die Ursache kündigte sich nicht an, war damit noch viel unmittelbarer als die Befürchtung, sich anzustecken.

Wie können wir damit leben?

Was hilft das Vertrauen ins Leben und die uns umgebende Wirklichkeit nicht zu verlieren. Was bewahrt uns davor weder fatalistisch zu werden noch andere als Schuldige anzuklagen oder uns in Zynismus zu verhärten.

In unserer Lesung aus dem Alten Testament zeigte sich ein Handlungsmuster. Noah baute einen Kasten, ein grosses Gefährt, das Schutz bot und schliesslich das Überleben sicherte. Er hätte die Idee auch als Hirngespinnst verwerfen können. Die biblische Geschichte legt dabei Wert darauf, dass das nicht eine Idee Noahs war. „Da sprach Gott zu Noah: ‚Mach dir eine Arche.‘“ Das zeigt: Die Flutkatastrophe in der Bibel steht unter der Klammer der Verbindlichkeit Gottes.

Doch die kritische Frage liegt in der Luft, und lässt sich nicht einfach so wegschieben. Geht die Ansage der Gnade nicht in den Folgen der Flutkatastrophe unter?

Der Berner Chansonier Mani Matter: dachte für sein Chanson über Noah nach, er mutmasste was die Menschen um ihn wohl gedacht haben mögen, als er sich ans Werk machte dieses Schutzgefährt zu bauen. Der Refrain ist bekannt: „... u me begriff dass d Lüt hei gseit, dämm Ma dämm spinnts“.

Noah schützte eben nicht nur sich und die Seinen, er tat das was geboten war; retten was zu retten war. Nicht nur aus seiner persönlichen Sicht, sondern im Hören auf Gott. Heute würden wir sagen: schöpfungstheologisch verbindlich, aber ohne eigene Allmachtsphantasien, als könnten wir die ganze Welt und das Universum retten. Von Klimawandel, und Pandemie war damals ja noch nicht die Rede.

Heute reden wir darüber. Der Dialog über das richtige Vorgehen und die entsprechenden Massnahmen ist jedoch weitgehend strittig. Wir verlieren uns leicht in Analysen, auch in Schuldzuweisungen. Noahs Geschichte weist in eine andere Richtung. Ihr Horizont ist weiter.

Und wie verhalten wir uns in Zeiten der sich ereignenden und angesagten Katastrophenszenarien? Gelingt es uns tief genug in uns hineinzuhören, so tief, dass wir nicht nur unsere Eigeninteressen wahrnehmen und wahren, sondern offen werden für das, was uns unbedingt angeht? Der Theologe Paul Tillich hat das Geheimnis Gottes so umschrieben. Gott ist das, was uns unbedingt angeht.

Die Noahgeschichte geht zunächst nicht als happy end in die Geschichte ein. Am Ende einer Katastrophe steht nie ein Triumph. Als Noahs Gefährt wieder Boden unter dem Kiel hatte, gab es nichts zu feiern. Die Bilderbuchvarianten dieser Geschichten könnten uns das übersehen lassen. Denn da wird überblendet, was beim Wiederbetreten des Landes nach der Flut alles zu sehen gewesen wäre. Heute bekommen wir solche Bilder am Fernsehen gezeigt.

Noah wird auch nicht als resistenter Katastrophenhelfer mit einer Auszeichnung geehrt. Noah lebt allein von Gottes Zutrauen, dass es ein Weiterleben und ein Neues im Leben geben kann, trotz allem Unglück.

Am Ende der Geschichte grosser Zerstörung steht ein Neuanfang. Nicht mehr und nicht weniger.

Dazu wird diese Geschichte erzählt. Darum steht sie in der Bibel. Und dieser Neuanfang ist getragen von einer verbindlichen Zusage Gottes an die Menschheit und alle anderen Geschöpfe. Wir haben es in der Lesung gehört. Der Regenbogen am Himmel ist das Zeichen, dass Gott den vermeintlich feindlichen Kriegsbogen aus der Hand gelegt und sichtbar ans Firmament gehängt hat. In allen Spektralfarben des Lichts wird dieser Bogen zum Wahrzeichen des Lebens. Ein Leben das im friedlichen Zusammenleben Sinn gewinnt. Übrigens diesen Regenbogen hat Beethoven in seiner Symphonie am Ende der Sturmgeschichte in seine Symphonie hineinkomponiert.

Damit ist die Sintflut-Geschichte nicht einfach nur eine Katastrophen- sondern eine Krisengeschichte. Das Nachdenken über die Bedeutung des Geschehens ist schon in dieser Geschichte mit drin. Und das ist vor allem dies: Krisen sind per se nie ein Endpunkt. Das Wort „krisis“ steht für die Wende, die wohl ganz in der Tiefe noch kaum sichtbar als Chance entdeckt werden will. Ob uns das aufgehen und einleuchten kann, wenn die Wellen hochgehen, Schweres auf uns einstürmt und wir den Untergang befürchten?

Wie anders könnten wir den Apell Vertrauen zu haben hören, wenn wir misstrauisch davon ausgingen, dass eine Wendung nicht möglich ist. Wie könnten wir dem Ruf Vertrauen zu haben antworten, wenn wir davon ausgingen, dass das Leben so wenig Sinn hat, wie ein Roulettespiel, bei dem wir entweder alles gewinnen oder alles verlieren?

Der Ruf ins Vertrauen will uns darauf aufmerksam machen, was Einstein einmal so formulierte. „Gott würfeln nicht“. Er setzt nicht alles aufs Spiel.

Dafür plädiert unser heutiger Text aus dem Evangelium. Leben braucht Vertrauen. Wir brauchen Vertrauen ins Leben, nur so lässt sich Sinn finden. Sinnerfüllt wird das Leben, wenn wir darin nach dem Guten, nach der Güte Gottes suchen. Selbst dann, wenn grosse Gefahren und Nöte uns diese Spuren der Gnade verwischen möchten und uns der gnädige Gott fragwürdig, fern oder gar inexistent erscheint. Unser Vertrauen ist gefragt. Es die Antwort auf die Zusage Gottes am Ende der Sintflutgeschichte.

Die Vertrauensfrage ist auch der Kern der Geschichte im Evangelium. Das Boot auf dem Jam Kinneret gerät in einen Sturm. Die Wogen gehen hoch. Die Jünger geraten in Not. Jeschuah, den sie ihren Meister nennen ist zwar mit im Boot dabei. Aber er scheint abwesend. Er habe geschlafen, steht in unserem Text.

Das ist ein starkes Stück. Der Sturm ist da, die Wellen gehen hoch. Jesus schläft. Das steht in krassem Widerspruch zum Wort des Psalmisten der uns so ermutigt (Ps 121:3f): „Er lässt deinen Fuss nicht wanken; der dich behütet, schlummert nicht. Sieh, nicht schlummert noch schläft der Hüter Israels“.

Die Jünger rufen den Schlafenden, wecken ihn. Vorwurfsvoll wenden sie sich an ihn, den sie Lehrer und Rabbi nennen. „Kümmert es dich nicht, dass wir untergehen.“ Es ist Angst und Schrecken, die diesen Vorwurf diktieren. Doch selbst im Vorwurf wird ein Zutrauen hörbar. Der Vorwurf findet Gehör. „Da stand er auf, schrie den Wind an und sprach zum See: Schweig, verstumme!“

Man kann nun kritisch über Jeschuahs geschrieenes Machtwort an den Wind und den See denken. So viel aber macht dieser exorzistisch anmutende Befehl bewusst. Wenn etwas geschehen soll, dann ist nicht die Zeit für Diskussionen. Zielführender ist beherztes und bedachtes Handeln. Das Ziel ist die lähmende Ohnmacht zu unterbrechen.

Mit Vorwürfen und Misstrauen ist kein Leben zu retten. Das „schweig!“

Lädt auch uns ein in der Stille neu darüber nachzudenken. Die Krise im eigentlichen Sinn des Wortes für möglich zu halten.

Die Geschichte geht so weiter: „der Wind legte sich, und es trat eine grosse Windstille ein. Diese Wende, diese Ruhe, diese Bewahrung erleben die Jünger. Und der Evangelist schreibt diese Geschichte als Wundergeschichte auf. Sie wirbt um neues Vertrauen.

Nachdem sich der Sturm gelegt hat, fragt Jesus die eben noch verängstigten Jünger: „Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch kein Vertrauen? Mit dieser Frage erschrecken die Jünger jetzt über sich selber. Sie erkennen ihr Vertrauensdefizit. Es ist gleichzeitig das Vertrauen zu ihrem Freund und das Vertrauen in Gott das sie vermissen. Die beiden Ebenen lassen sich nicht auseinanderdividieren.

Ganz dezent wird in dieser Geschichte das Nachdenken über die Gottheit Jesu und die Menschlichkeit Gottes eingeflochten. Dieses Geheimnis, das sich später in der Kirchengeschichte in vielen verschiedenen theologisch-dogmatischen Entwürfen zur Christologie entwickelte, ist hier schlicht und erfahrungsnah erkennbar.

Wunder haben keine stringente Beweiskraft. Kein "quod erat demonstrandum". Aber Wunder, wenn sie uns ansprechen und berühren, können mithelfen unser Vertrauen in Gott und das Leben zu stärken. Die Jünger haben im Dasein und Handeln Jesu Gott wach und tatkräftig am Werk gesehen. Das hat sie aus ihrer prekären Notlage auf dem See Genesareth befreit. Die Krise im Sturm vermochte ihr Zutrauen zum Rabbi und Lehrer zu vertiefen.

Die Frage: „Was seid ihr so furchtsam“, weist über die causale Ergründung der Angst hinaus. So wie sie Jesus stellt, geht es gar nicht ums Suchen nach Gründen. Es geht vielmehr um den Weg hinaus aus solcher eben erlebten Angststarre. So fragt die Frage nach vorne nach einer Zukunft, in der nicht alles aus ist, sondern neues Leben sichtbar werden kann.

In diesem Sinn stellt Jesus die Vertrauensfrage. Die Vertrauensfrage allein schafft die Offenheit für eine lebenswerte Zukunft. Sie geht noch tiefer als die Frage nach dem Glauben. Leider übersetzt auch unsere neue Zürcher Übersetzung. Habt ihr keinen Glauben? Das scheint mir heute sehr missverständlich, führt in die Enge der Alternative: gläubig oder ungläubig zu sein. Aber darum geht es hier nicht.

Die Frage nach dem Vertrauen ist offener, dynamischer als die Frage nach dem Glauben. Es geht nicht um Inhalte, es geht um eine Haltung. Das Missverständnis, wonach Vertrauen weniger wert sein könnte als das Zwillingswort Glaube ist mühelos zu widerlegen.

In der Muttersprache Jesu hat das Wort Vertrauen den Grundton von Festigkeit, von Standhaftigkeit, von innerem Halt. Es ist das, was uns näher zur Wahrheit führt, glaubwürdig und wahrhaft macht.

Übrigens wir kennen das hebräische Wort für Vertrauen auch aus unseren Gebeten. Unser „Amen“ ist mit Ämunah diesem tiefen Vertrauen wortverwandt. Was anderes bringen wir denn am Ende unserer Gebete zum Ausdruck, als dass wir damit bekräftigen, ja unterstreichen, von wem wir die Genesung aus Angst und Sorgen erwarten!

Aber noch sind wir nicht beim Amen dieser Predigt.

Ich möchte Sie an den Anfang des Gottesdienstes erinnern. An das Eingangsspiel, das auf die 6. Symphonie von Beethoven anspielte.

Zum Eingang erklangen Thema und Motive aus dem ersten Satz der Pastorale. Vielleicht haben sie die Anspielung auf das Eingangslied „Geh aus mein Herz und suche Freud darin erkannt?“ Beiden ist die Leichtigkeit des Sommers anzuspüren. Die Melodie des Liedes, das wir gesungen haben, ist ja nur gerade 5 Jahre nach der Pastorale entstanden. Und auch Beethoven wird in den Sommermonaten 1807 und 1808 hinausgegangen sein, um zu sehen und zu lauschen. Er wollte nicht in Tönen malen was er sah, er wollte erzählen, was jemand, der hinaus an den Bach geht dabei erlebt und fühlt.

Im Zwischenspiel wird uns Jörg Ulrich Busch aus dem vierten Satz der Symphonie die Sturmszene zu Ohren bringen.

Zuerst beginnt es zu regnen, dann kommt ein stärker werdender, böiger Wind auf mit peitschender Gischt, bis es dann fortissimo blitzend kracht mit entsprechendem Donnern der Pauke niederprasselt. Schliesslich ebbt das Gewitter ab, verzieht sich. Von weitem ist das Grollen noch hörbar. Es wird immer leiser. Die sich auftuende, wohltuende Stille, lässt das ein Neues hören. Die Oboe. Sie geht mit ihrem Motiv auf, wie eine Sonne. Das Motiv erinnert mich an den Anfang unseres Kirchenliedes: „So nimm den meine Hände“. (M:1842) Das klingt nur fragmentarisch an wie ein Lichtblick in eine neue geklärte vertrauenswürdige neue Welt. Der Sturm ist vorbei. Und an dieses Melodienfragment der Oboe schliesst die Flöte mit einer Tonleiter an und lenkt unseren inneren Blick hinauf in den Himmel. Wir wissen, was es dort nach dem Regen zu sehen gibt. Das Licht der Sonne, die nach dem Sturm wieder aufscheint, bricht sich im abziehenden Regenvorhang zum Regenbogen.

Erinnert das nicht an die Noahgeschichte, die wir in der Lesung gehört haben. Es ist dieser Regenbogen, der das Versprechen Gottes verbildlicht. „... Nie werde ich wieder die Erde verachten um des Menschen Willen. Und nie werde ich wieder schlagen, was da lebt, wie ich getan habe.

22 Solange die Erde währt, sollen nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Beethoven hat das glänzend in seine Pastorale hineinkomponiert. Die Generalmusikdirektorin am Staatstheater Nürnberg Joana Mallwitz, hat in einem wunderbaren Video, das sie in der Pandemiezeit aufgenommen hat, auf diesen musikalischen Regenbogen, der die Oboe nachzeichnet am Ende des Sturmes hingewiesen. Sie weist zudem darauf hin, dass auch im Schlusssatz der Symphonie dieses Zitat des Bogens noch einmal aufleuchtet.

Mögen wir dieses und ähnliche Zeichen sehen in Zeiten, die unser Vertrauen in Frage stellen möchten. Lassen wir uns so und anders ermutigen und unser Vertrauen stärken.

Amen.